

Diese verrückte Liebe zum Leben



Claude Lanzmann
Der patagonische Hase. Erinnerungen
Hamburg: Rowohlt Verlag, 2010, 682 S.,
€ 24,95

Hasen haben riesige Ohren, um den Schall zu orten, und lange, zum Springen geeignete Hinterbeine. Sie sind stets auf der Hut vor ihren Jägern. Im Vernichtungslager Birkenau gab es viele Hasen, sagt Claude Lanzmann, und sie waren so klug, unter dem Stacheldrahtzaun hindurchzuschlüpfen und zu fliehen, so wie einer der Helden in seinem Film SHOAH. Wenn er wählen könnte, würde er am liebsten als Hase wiedergeboren werden: »Ich mag den Gedanken, dass viele der Meinen sich entschieden haben, wie ich es täte, in ihnen wiedergeboren zu werden« (S. 327), so der weltbekannte Dokumentarfilmer. Die Hasen verkörpern in seiner Wunschvorstellung das eigene Vorhandensein und das Überleben derjenigen, die den KZs entronnen sind. Sie tragen die Seelen der Toten in die Außenwelt, das Erinnern ins Leben hinein.

Lanzmanns Memoiren, die angelehnt an ein argentinisches Kinderbuch unter dem Motto des Hasen stehen, sind dominiert vom Topos Tod – der Tod ist die Klammer, die dieses Buch voll praller Lebenserzählungen zusammenhält. Lanzmann beginnt mit Beschreibungen von Hinrichtungen durch die Guillotine, ein befremdlicher Auftakt für eine Autobiografie. Doch noch bevor man den dicken Band frustriert beiseitelegt, ist man auch schon gebannt von bildhaften, auch humorvollen Berichten über die Kindheit des 1925 in Paris geborenen Sohnes jüdischer Eltern. Da die Mutter, die »geheimnisvolle Unbekannte« (S. 100), ihren Mann und ihre drei Kinder schon früh verließ, wuchs Lanzmann bei seinem Vater und dessen neuer Frau auf. Es war für ihn und seine beiden jüngeren Geschwister vermutlich eine Zeit emotionaler Entbehrungen, auch wenn er seine Eltern und deren Partner als schillernde, weltoffene und zugleich zugewandte Bezugspersonen beschreibt.

Seine Schwester, die schöne Schauspielerin Évelyne, nahm sich später das Leben. »Claude, schwör mir, dass Du so etwas nie tun wirst« (S. 238), bat ihn sein Bruder, was Lanzmann, damals schon als erfolgreicher Journalist in der ganzen Welt unterwegs, zutiefst überraschte. Er gesteht indes, nicht nur immerzu mit Frauen, sondern auch oft mit dem Tod »gefirtet« zu haben. In Israel ertrank er beinahe bei einem leichtsinnigen Schwimmausflug. Mit seiner langjährigen Partnerin Simone de Beauvoir in einer *ménage à trois* mit Jean-Paul Sartre begab er sich auf eine Bergwanderung, die mit einem

lebensgefährlichen Sonnenbrand endete. Lanzmann beschreibt auch seine Leidenschaft fürs Fliegen, die er während der Dreharbeiten für seinen Film TSAHAL über die israelische Armee heldenhaft befriedigen konnte. Er schwärmt von Stierkämpfen und Verbrüderungen mit den Aufständischen im Algerienkrieg 1954 gegen die Franzosen: »Ich war der erste Franzose, der dorthin kam ... Sie erzählten mir von Kämpfen und Hinterhalten, brutale Geschichten über die Grausamkeit und Barbarei der Unterdrückung.« (S. 447)

Mitunter ist der Leser an Ernest Hemingway erinnert, es sind Geschichten von Tapferkeit und Abenteuerlust. »Die Frage nach Mut und Feigheit ist der rote Faden, der dieses Buch und mein Leben durchzieht« (S. 47), sagt Lanzmann. Schon als Jugendlicher war er in der französischen Résistance aktiv, und doch fragt er sich: Hätte ich gehandelt wie mein Freund – der sich erschoss, als ihn die Gestapo verhaftete? Auch er entging nur knapp der Verhaftung. Seine lebenslange Angst, feige zu sein, bekämpfte er offenbar durch immer weitere Mutproben und neue Herausforderungen, denen er sich stellte.

Dazu gehört vor allem sein Lebenswerk, der neunstündige Film SHOAH (1985) über die Vernichtung der Juden, dessen Entstehen Lanzmann im letzten Teil des Buches intensiv und mitreißend beschreibt. Er wollte damit »die nichtexistierenden Bilder vom Tod in den Gaskammern« (S. 539) ersetzen, »das Unbenennbare benennen« (S. 641). Er bekennt, vom Tod »besessen« gewesen zu sein. Schließlich sei er selbst ein Zeitgenosse der Shoah gewesen, »ich hätte ihr Opfer sein können« (S. 530). Dass er es nicht geworden ist, war vermutlich stets eine seiner Triebfedern.

Während der Dreharbeiten zu SHOAH starb 1980 Sartre und kurz nach Erscheinen des Films 1986 Simone de Beauvoir. »Der Film«, hatte sie gesagt, »ist ein Monument, das es den Menschen generationenlang ermöglichen wird, einen der düstersten und rätselhaftesten Augenblicke ihrer Geschichte zu verstehen.« (S. 344) Das Paar, mit dem er seit 1952 *Les Temps Modernes* herausgegeben hatte – er leitete die Zeitschrift bis heute –, hat ihn auf seinem Lebensweg entscheidend geprägt. Er stellt die beiden voller Respekt und Liebe dar. Eher blass, aber bewusst dezent gehalten, scheinen da seine ehemaligen Ehefrauen auf, darunter die Schriftstellerin Angelika Schrobsdorff, der er in Jerusalem begegnete und sofort ihrem Intellekt und ihrer Stimme verfiel; von seinem Sohn, dem er das Buch gewidmet hat, erfährt man nichts.

Lanzmann nennt sich einen »zufälligen, keineswegs »angestammten« Franzosen« (S. 303) – doch gerade Israel habe ihm gezeigt, dass er unwiderruflich nach Frankreich gehöre. Seine Ausführungen zu Israel sind zwar mitunter etwas verklärt, im Großen und Ganzen jedoch differenziert. Auch wenn dieses Land Teil seiner Identität ist, wofür er kämpft, ist Lanzmann durch und durch Europäer, vor allem jedoch ein Einzelgänger und Individualist. »Meine Heimat ist mein Film« (S. 311), sagt er – die Filme TSAHAL oder WARUM ISRAEL hätte er als Israeli nie gedreht. »Ich hätte auch niemals zwölf Jahre meines Lebens damit verbringen können, ein Werk wie Shoah zu schaffen, wenn ich selbst im Konzentrationslager gewesen wäre.« (S. 310)

Streckenweise ermüdet der Autor mit Namedropping und allzu detaillierten Schilderungen der großen Hindernisse beim Drehen von SHOAH oder wenn es um den Widerstand etwa vieler Polen oder so mancher Konkurrenten gegen sein Werk geht. Er beschwört die Bedeutung seines Films, fast als hinge die Erinnerung an die Vernichtung der Juden allein an ihm. Auf Kritik oder Missinterpretationen reagiert der Autor mitunter überheblich und überzogen gekränkt – die unausgesprochene Forderung, von seinem Publikum bedingungslos geliebt zu werden, teilt er vielleicht mit seiner Schwester, die, fragil wie sie seit Kindertagen wohl war, letztlich am Abbruch einer Liebesbeziehung zugrunde ging. »Vergangenheit ist ganz entschieden nicht meine Stärke« (S. 61), sagt ausgerechnet der, der zu deren Vergegenständlichung in der Gegenwart und für die Zukunft einen beträchtlichen Beitrag geleistet hat. In seinem bewegten Leben hat Lanzmann viele Haken geschlagen und große Sprünge gemacht, er ist oft dem Tod entronnen, hat sich immer wieder mit ihm konfrontiert und ihm trotzig die Stirn geboten: »Ich bin von der Welt weder übersättigt noch ermattet, und hundert Leben, das weiß ich nur zu gut, würden mich nicht müde machen.« (S. 245)

Alexandra Senfft
Hagenheim/Hofstetten

Von antikem Vergessen und deutschem Erinnern



Christian Meier
Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit
München: Siedler Verlag, 2010, 158 S.,
€ 14,95

Bundespräsident Roman Herzog erklärte am 27. Januar 1997 anlässlich des internationalen Holocaust-Gedenktags: »Die Erinnerung darf nicht enden; sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen.« Christian Meier, emeritierter Althistoriker an der Universität München, stellt dem ein Diktum Ciceros von 44 v. Chr. entgegen: »Omnem memoriam discordiarum oblivione sempiterna delendam